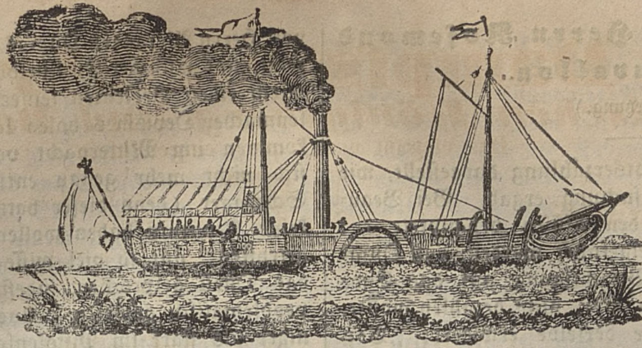
№ 51. | Dienstag, am 28. April 1846.



Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Das erste Veilchen.

O seht doch, wie das junge Grün
Auf Sonnengrund sich hebet,
Wenn Sonnenstrahles warmes Glühn
Die Erde neu belebet!
Verhüllt in dichten Blätterkranz,
Bescheiden in der Jugend Glanz
Strahlt drin ein erstes Veilchen.

Es athmet scheu, und tiefgebückt
Bleibt's ganz im Schatten stehen.
„Ich bin so klein und ungeschmückt,
Nach mir wird Niemand sehen!
Zwar milder Duft ist meine Zier,
Doch steh' ich, ach, so einsam hier;
Bin nur ein armes Veilchen!"

Da hört es froher Stimmen Laut
Ganz in der Näh' ertönen,
Und furchtsam hat's hervorgeschaut
Mit unbekanntem Sehnen.
Es hebt das Köpfchen hoch empor,
Und voller Freude hört sein Ohr:
„Ei seht! Das liebe Veilchen!"

Es wundert sich, und sieht umher
Die Schwestern zu begrüßen;
Doch rings im Garten ist's noch leer,
Noch keine Blumen sprießen.
„So bin ich denn noch ganz allein
Geweckt von Gottes Sonnenschein,
Ich armes, kleines Veilchen!

Wohlan, so will ich furchtlos stehn
Und meine Düfte spenden;
So Mancher wird vorübergehn
Und einen Blick mir senden.
Und freute sich nur ein Gemüth,
So hab' ich nicht umsonst geblüht,
Bin ich gleich nur ein Veilchen!"

So stand es still bescheiden da
Und freute sich der Sonne;
Und Jeder, der es blühen sah,
Fühlt' hohe Frühlingswonne.
Doch als der prächt'gen Blumen Schaar
Im Garten rings geboren war,
Da starb das kleine Veilchen.

So ruht mein Lied in tiefer Brust,
Bescheiden still verborgen;
Nun tönt es auf in lauter Lust,
Geweckt vom Frühlingsmorgen.
Und freute sich nur ein Gemüth,
So tönte nicht umsonst mein Lied,
Stirbt's gleich, wie jenes Veilchen!

L. R.

Duellprozeß des Herrn Rosemond de Beauvallon.

(Fortsetzung.)

Wir haben die Geschichtserzählung dargestellt, wie sie sich aus der Voruntersuchung ergab. Bei Beauvallons Vernehmung vor den Assisen behauptete er: das Duell sei dadurch herbeigeführt worden, daß Dujarier seine Schuld, deren Berichtigung auf das Ende der Spielpartie aufgeschoben war, nicht bezahlen wollte. Als er ihn mahnte, hätte derselbe erwidert: „Von welchem Spiel reden Sie? Man kommt nicht nach vier Stunden und fordert einen Wurf. Ich bin nichts schuldig.“ Diese Worte seien zwar nur halblaut, aber in einem sehr verletzenden Ton gesagt worden, und er habe seine Freunde die Herren d'Equevilliers und de Flers an Dujarier geschickt, ihm zu sagen: „Herr Beauvallon glaubt, daß sie gegen ihn unhöflich gewesen sind, er läßt Sie fragen, ob Sie die Absicht hatten ihn zu beleidigen?“ Die Aufnahme sei wieder nicht die artigste gewesen, Dujarier (wie wenn er sich eines solchen Namens gar nicht erinnern könnte) habe versetzt: „Herr Busalon . . Herr Beautallon . . Herr Beauvallon! Wer ist der? Ich weiß da nichts! Ich habe keine Erklärung zu geben.“ Auch Dujariers Zeugen, obwohl sie gesagt, es sei keine Ursache sich zu schlagen, hätten doch jede Erklärung verweigert. Als nichts übrig geblieben als die Waffen zu wählen, habe er den Degen vorgeschlagen, just weil er im Degen eine gewisse Stärke besitze, aber er habe zugleich sein Ehrenwort verpfändet, daß er sich darauf beschränken wolle, seinen Gegner zu entwaffnen, oder höchstens ihm eine leichte Wunde beizubringen. Daß er gesagt haben sollte: „Ich werde Dujarier tödten, oder er wird mich tödten. Einer von uns muß auf dem Platz bleiben,“ läugnete er, ja er versicherte sich zu Grisier begeben zu haben, um sich von ihm eine Lection geben zu lassen in der Kunst einen Gegner zu entwaffnen. Da ihm Grisier das als gefährlich abgerathen, sei seine Antwort gewesen: er wisse, daß er in einem Duell getödtet werden könne, allein er habe versprochen, das Leben seines Gegners zu schonen, und werde sein Wort halten. Wenn gleichwohl die Pistole gewählt worden, so könne er nichts dafür. Seine Meinung sei immer gewesen — und er berief sich auf das Zeugniß der Herren v. Larochefaucauld, v. Torcy, v. Maynard — daß ein Pistolenduell gräßlich oder lächerlich sei — gräßlich weil man nie bestimmt wissen könne, wohin eine Kugel gehe, lächerlich weil, wenn die Gegner nicht getroffen werden, leicht die Vermuthung sich darbiete, die Pistolen seien nicht mit Kugeln geladen gewesen. In Betreff des Herbeischaffens der Waffen gab er an, es sei ausgemacht gewesen, daß man Waffen nehmen wolle, die Keiner von Beiden kenne, er habe die Pistolen seines Schwagers vorgeschlagen, die Gegner hätten ein Paar von Herrn Alexander Dumas als vortreffliche Waffen gezeigt, und nach der Entscheidung des Looses habe er jene durch einen Bedienten seines Schwagers bei dem Büchsenmacher Devismes holen lassen, und beim Nachhausekommen um Mitternacht vorgefunden, doch könne er sich nicht mehr genau entsinnen, ob er mit seinem Schwager (denn dieser hatte von der Waffenlieferung keine Kenntniß haben wollen) vorher deswegen Abrede getroffen, nur so viel wisse er, daß er mit ihm über das Duell gesprochen, indeß zu einer Zeit, da es noch problematisch gewesen. Auch betheuerte er nichts weniger als stark im Pistolenschießen zu sein, man dürfe alle Schützenmeister von Paris kommen lassen, wenn einer ihn kenne, solle man ihm jede Schmach anthun. Seine Sekundanten hätten freilich seine Geschicklichkeit in Handhabung der Pistole gerühmt, aber nur um Dujarier zur Wahl des Degens zu bestimmen, denn um ihn zur Annahme des Duells zu bewegen, habe er ihm, obgleich Beleidigter, die Wahl der Waffen überlassen. Seine verspätete Ankunft auf dem Kampfplatz erklärte er aus den nöthigen Vorbereitungen: er habe ein Cabriolet suchen müssen, um zu d'Equevilliers zu fahren, der am entgegengesetzten Ende der Stadt wohne, und ihm die Pistolen einzuhändigen; auf dem Omnibus zurückgekommen, habe er einen benachbarten Freund besucht, schon unterwegs nach dem Boulogner Wäldchen habe der Umstand Aufenthalt verursacht, daß man bei Devismes anhalten mußte, um vier Kugeln gießen zu lassen ꝛc. Auf dem Kampfplatz habe er Herrn de Boignes zum erstenmal gesehen, er gestehe offen, dessen Betragen nicht anständig zu finden, wage kaum vor dem Gerichtshof seine leichtfertigen Reden zu wiederholen. Wie es scheint, fror es den Sekundanten, er trippelte auf dem Boden herum mit den Händen in den Taschen, fuhr die Verspäteten mit Fluchen und Schimpfen an, worauf Beauvallon höflich und ernst geantwortet haben soll. Ueber den Ausgang des Duells faßte er sich kurz: er stellte es durchaus in Abrede, daß er sich nach Dujariers Schuß mehr Zeit genommen haben solle, als um sich die rechte Lage zu geben. Was endlich das Versetzen einer fremden Uhr betrifft, das man ihm schließlich vorhielt, so entschuldigte er es als einen Jugendfehler, den er grausam büße, und in dessen Vorbringen nach mehr als sechs Jahren er nur eine unedle Rache erblicken könne, wie denn auch die Person, die gegen ihn aufgetreten sei, nach dem Duell gesagt habe: „Ich werde Herrn v. Beauvallon durch die Diffamation tödten, wie er Dujarier durchs Blei getödtet hat.“ Dies war eine Nebensache, die der Präsident Herr Letendre de Tourville mit der Bemerkung abthat: es sei traurig, daß jener am letzten Ort im Punkt der Ehre so empfindlich, früher in Bezug auf die Gesetze des Zartgefühls, um das wenigste zu sagen, so schwach gewesen. Es waren 41 Zeugen vorgeladen, auf dem Tisch lag ein auseinander gelegter Pack mit dem schwarzen Paletot, welchen Dujarier

zuletzt trug, mit den Pistolen die man beim Duell gebraucht, und der ausgezogenen Kugel, die sich an den zerschmetterten Schädelknochen abgeplattet hatte. Bei dem Zeugenverhör, das nun begann, war einer der ersten der vernommen wurde, Herr Milot: er bestätigte es, daß die Ursache des Zwists mit Beauvoir eine Journalsache, mit Beauvallon eine Spielsache war. Beauvoir hätte mit Dujarier von einem eingesandten Feuilleton gesprochen, und Dujarier darauf gesagt: „Ich höre den ganzen Tag Presse, Journal, Feuilleton in den Ohren klingen; ich will mich hier unterhalten, lassen wir das.“ Als Beauvoir fortfahren wollte, vorstellend, er solle doch sein Feuilleton nicht von zwei oder drei Personen absorbiren lassen, hätte Dujarier erwidert: „Meiner Treu, ich bin Kaufmann, ich biete dem Publikum was ihm am besten gefällt, und so ehrenwerth Ihr literarischer Namen sein mag, so glaube ich doch, daß Herr Alex. Dumas dem Publikum besser zusagt.“ Ueber den Hergang in der Restauration bezeugte der Wirth Herr Callot, daß über Tisch nichts vorgefallen sei, als einige Neckereien (taquineries) mit den Damen, und daß bis 6 oder 7 Uhr in der Frühe gespielt worden. Dujarier schilderte er als einen sanften, anständigen Mann, kurz als einen Weltmann, nur sei er im Spiel, gleichviel ob er gewonnen oder verloren, immer etwas mürrisch gewesen. Fräulein Athenais Liévenne, 21 Jahr alt, Künstlerin im Vaudeville, kam nun an die Reihe. Der Präsident forderte sie auf, den Schleier zu heben und die Handschuhe auszuziehen, um den Eid zu leisten. Sie hatte Dujarier geladen, bei Tisch saß sie zwischen Herrn Veron, dem Eigenthümer des Constitutionnel, und Herrn Rogier de Beauvoir. Sie gestand, daß er . . . Dinge zu den Damen gesagt, sie geduzt, daß sie ihm ein Zeichen gegeben zu schweigen, aber dem sich Entschuldigenden nicht böse geblieben; sie hatte von Schwierigkeiten gehört, die beim Lanzknecht wegen einiger Louisd'or entstanden, von alten Journalhändeln nach dem Duell — sonst nichts Erhebliches. Präsident: „Das ist alles was Sie wissen? Lassen Sie den Schleier wieder herab und setzen Sie sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gliederabnahme während des magnetischen Schlafes. Am 22. November 1842 erstattete ein Arzt, Namens Topham, in der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu London, Bericht über einen merkwürdigen Fall. Ein Arbeiter, Jakob Wombell, litt seit fünf Jahren an einem sehr schmerzhaften Knieschaden. Man brachte ihn in das Bezirksspital zu Wellow bei Olterton in Nottinghamshire, und die Aerzte entschieden, man müsse ihm das Bein über dem Knie abnehmen und zwar im magnetischen Schlafe. Topham magnetisirte vom 9. bis 22. Septbr. täglich; während des Schlafes fühlte er keine Schmerzen, wenn man die sonst so reizbare schadhafte Stelle auch noch so hart betastete. Der Wundarzt Ward begann seine Operation, schnitt langsam mit seinem Messer in die Mitte der äußern Seite des Schenkels bis auf die Knochen und machte dann einen zweiten Schnitt rings um den Schenkel. Die Anwesenden standen athemlos da. Nach dem zweiten Schnitte winselte der Kranke, und das Winseln wiederholte sich in einzelnen Zwischenräumen bis zur Vollendung der Operation; aber der Schlaf war fest, der ruhige Ausdruck des Gesichts blieb derselbe, keine Muskel, kein Nerv zuckte. Auch während der Knochen durchsägt wurde, lag Wombell da wie eine Bildsäule. Die Operation dauerte etwa zwanzig Minuten. Als Wombell aufgeweckt wurde, war er ruhig, und da er sah, was vorgegangen war, rief er: Gott im Himmel sei gelobt, Alles ist vorüber! Er erklärte, nachdem der magnetische Schlaf eingetreten, habe er von nichts mehr gewußt und Schmerzen nicht gefühlt; einmal sei es ihm gewesen, als habe er ein Knacken oder Krachen gehört, das aber nicht im Geringsten schmerzhaft gewesen sei. Als der erste Verband abgenommen werden sollte, schläferte Topham ihn wieder ein. Drei Wochen nach Abnahme des Beins stand Wombell auf und verzehrte mit großem Behagen sein Mittagsmahl; er war längst außer Gefahr und Nervenzufälle hat er gar nicht gehabt. — Man weiß nicht, ob in England Versuche dieser Art öfter wiederholt worden sind. Brem. Z.

Ueber die französische Revolution sagt Börne: Viele urtheilen, wäre dieses und jenes geschehen, dies und jenes nicht, so wäre die Revolution vermieden worden. Als wenn der Sonntag die Ursache des Montag wäre. Es gab nur einen Menschen, der sie hätte verhindern können — und das war Adam, wenn er sich vor seiner Hochzeit in's Wasser gestürzt hätte. —

So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden.

Der größte Haß ist wie die größte Tugend und die schlimmsten Hunde, still. J. Paul.

Epigramm.

Sag', wie kommst Du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man seine Ellenbogen.

Immermann.

Reise um die Welt.

*** Fräulein Tuczek ist vergangenen Sonnabend von Danzig abgereist. Am Freitag Abend hoffte man, daß der Enthusiasmus ihr einen Fackelzug bringen werde, aber das zahlreich in der Langgasse und vor ihrem Hotel versammelte Publikum fand sich getäuscht. Zarte Aufmerksamkeit hatte indeß die Fenster ihres Hotels illuminirt und aus hundert Kehlen tönte der anmuthigen Sängerin ein donnerndes Vivat und ein herzliches Lebewohl!

*** Außer dem bereits gemeldeten Attentat auf die Person des Königs der Franzosen schreibt ein Correspondent aus Paris vom 14. d. M.: „Bei Hofe ist jetzt von nichts die Rede, als von einem Ereignisse, welches beinahe das Leben des Königs bedroht hätte. Derselbe fand nämlich in dem Spinat auf seinem Teller eine Stecknadel, die er beinahe verschluckt hätte. Herr v. Montalivet, der Intendant der Civilliste, hat eine große Untersuchung eingeleitet, um den Schuldigen zu entdecken. Das Küchen-Personal schiebt diese Unvorsichtigkeit auf den Gemüse-Lieferanten."

*** In französischen Blättern wird mitgetheilt, daß in Paris eine neue Art Diebstahl erfunden sei, der sogenannte Vol à l'ail, Knoblauchdiebstahl. Es ist nämlich in der letzten Zeit häufig vorgekommen, daß junge elegant gekleidete Herren in Bijouterieladen traten, nachdem sie vorher reichliche Quantitäten Knoblauch zu sich genommen, und daselbst sich verschiedene Gegenstände zeigen ließen. Der Verkäufer wendete sich aus sehr natürlichen Gründen bald ab, und gab ihnen so Gelegenheit, dies und jenes auf die Seite zu schaffen. — Die Idee ist in der That neu, jedoch mag es damit gehen, wie mit den Mitteln gegen Zahnschmerzen, die auch nur so lange sie neu, probat sind.

*** Der alte Generalsuperintendent Röhr in Weimar hat an seinem Lebensabend noch etwas recht Gutes in das Werk gesetzt, denn seinem trefflichen Votum über die deutsch-katholische Reform ist die schnelle und vollständige Anerkennung der Deutsch-Katholiken im Großherzogthum Weimar beizumessen.

*** Die Deutsch-Katholiken in Berlin wollen an die deutschen Fürsten, die zuerst die Anerkennung derselben ausgesprochen haben, mit vielen Protestanten Dank-Adressen richten.

*** Der Schles. Zeitung wird aus Warschau geschrieben: „Ein merkwürdiger Gebrauch findet bei der Vollziehung der Todes-Urtel von Hochverräthern statt. Sie werden nämlich zur Richtstatt von einem Musikcorps begleitet, das bis zur Beendigung der Execution erheiternde Stücke spielt. Augenzeugen versichern, daß dies einen gräßlichen Eindruck auf die Umstehenden macht."

*** Noch in diesem Jahre hofft man mit dem Bau der katholischen Kirche in Tilsit fertig zu werden. Sie wird auf dem Fundament errichtet, welches Anno 1739 gelegt wurde, und wozu die Jesuiten das Geld hergaben. Da Friedrich der Große die Anstellung derselben als Geistliche nicht erlauben wollte, so unterblieb der Bau, und das Fundament wurde mit Erde beworfen.

*** Das Journal du Havre berichtete neulich, daß das Handelsschiff „la Cayennais" am 8. März in der Gegend der azorischen Inseln bei tiefer See plötzlich eine dreimalige Erschütterung verspürt habe, ohne daß die gleich nachgeworfene Sonde auf etwas Festes gestoßen wäre. Dieses Phänomen wurde seitdem auch durch den letzter Tage in Bordeaux eingelaufenen Kauffahrer la Louise bestätigt, welcher an demselben Ort, Tag und Stunde die nämliche Erschütterung erfahren hatte. Die Bewegung, welche nur einige Sekunden dauerte, war von einem dumpfen Geräusch, wie das ferne Rollen eines schweren Wagens, begleitet. Als wahrscheinliche Ursache wird eine vulkanische Eruption unter der See angenommen.

*** In Berlin sprang am 21. d. M. Mittags ein vierzehn Jahr altes Mädchen, die Tochter eines Professionisten, von der vor einem Hause in der Burgstraße befindlichen Wassertreppe in die Spree. Der Kaufmann Konopka, Kaiserl. russischer Consular-Agent in Elseneur bei Kopenhagen, welcher gegenwärtig in Berlin ist, trat eben mit zwei ihn begleitenden Damen aus der Thür des nahe am Wasser liegenden Hotels, als er das vom Strome schon fortgerissene Mädchen, das nach Hülfe rief, bemerkte. Augenblicklich warf er Hut und Ueberrock fort, sprang in die Spree, rettete schwimmend glücklich das schon dem Untersinken nahe Mädchen und ließ es zu Wagen sofort seinen Eltern zuführen.

*** Die Masern sind von Rom nach Berlin gewandert und sollen fast in jedem Hause Quartier genommen haben. Ein Zeitungscorrespondent ängstigt sich darüber gewaltig. Wir wären ganz zufrieden, wenn von Rom nichts Anderes mehr nach Berlin käme — als Masern! —

*** Die beiden jungen Mädchen, die auf der Potsdamer Eisenbahn den Tod fanden, waren nicht zwei Schwestern, sondern dienten nur gemeinschaftlich bei einer Herrschaft. Die eine derselben litt seit längerer Zeit an Trübsinn, die andere soll oft mit großer Heiterkeit vom Selbstmord gesprochen haben.

*** Es ist Aufforderung zu einer Aktienzeichnung erschienen, welche zum Zweck hat, Kopenhagen mit fetten Lämmern zu versehen. Man muß den Erfindungsreichthum der Aktienspekulanten bewundern.

*** Von mehren Stellen in Schweden wird jetzt gemeldet, daß, seitdem die Preise im Fallen begriffen sind, sich Ueberfluß an Getreide ergiebt, indem jetzt Jeder aus Furcht vor fernerem Sinken sich zum Verkaufe drängt.

*** Einem neuen Reglement gemäß soll an der kaukasischen Linie ein beständiger Tauschhandel mit den kaukasischen Gebirgsbewohnern eröffnet werden, um vermittelst eines solchen Verkehrs das Zutrauen der Gebirgsbewohner zu gewinnen und sie mit verschiedenen ihnen nützlichen Bedürfnissen bekannt zu machen.

*** In Berlin ist wiederum ein Selbstmord auf der Eisenbahn vorgekommen. Ein Soldat, wahrscheinlich aus Furcht vor Strafe, ließ sich durch den Abends nach 8 Uhr von Stettin kommenden Zug den Kopf von dem Rumpf trennen.

*** In Heidelberg ist das Brod billiger geworden, weil viel Weizen aus Amerika — vom Hudson im Neckar — eingetroffen ist.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 51. Am 28. April 1846.

Inserate werden à $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist fast in allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Auswanderungen Deutscher nach Brasilien.

(Schluß.)

In neuester Zeit hat das Haus Debrue & Comp. in Dünkirchen die Herbeischaffung von Kolonisten übernommen, welche aus Maurern, Zimmerleuten, Schmieden, Steinhauern oder Erdarbeitern bestehen sollen. Dasselbe erhält für jeden nach Rio de Janeiro geführten Auswanderer im Alter von 5 bis 15 Jahren 122 Fr., im Alter über 15 Jahren 245 Fr. Diese Summe, so wie die Kosten ihrer Erhaltung vom Tage der Ankunft bis zu dem ihrer Anstellung bei den Arbeiten müssen die Auswanderer der Regierung zurückbezahlen, indem Letztere nach Umständen, den vierten, fünften oder sechsten Theil des Lohns zurückbehält. Bis gegen das Ende vergangenen Jahres waren bereits 12 Schiffe von Dünkirchen mit zusammen 2097 deutschen Auswanderern in Rio de Janeiro angekommen. Sie haben in dessen Nähe auf der Serra d'Estrella zur Kolonie Petropolis den Grund gelegt, woselbst etwa 1500 Seelen wohnen. Wenngleich mehrfache Klagen dieser Auswanderer laut werden, so läßt sich doch das Schicksal dieser Kolonie jetzt noch nicht ausreichend beurtheilen. Die Auswanderer beklagen sich darüber, daß bei der Einschiffung die Einzelnen einen Betrag bis zu 40 und 60 Fr., je nach ihren Vermögensumständen hätten an das Haus Debrue zahlen müssen, obwohl dasselbe nach dem geschlossenen Contracte außer den von der Brasilianischen Regierung zu zahlenden Transport-Kosten nichts weiter zu fordern berechtigt wäre. Mehre von diesen Kolonisten-Familien, etwa 120 Individuen, wünschten anstatt nach Petropolis nach San Leopoldo, woselbst sie Verwandte haben, zu gehen und wandten sich deshalb mit der Bitte an den Kaiser, gegen künftige Zurückerstattung der Transportkosten dorthin gebracht zu werden. Es würde ihnen zwar dieses Gesuch bewilligt, jedoch ein Schiff zu ihrer Disposition gestellt, welches nach dem Urtheile Sachverständiger zu ihrem Transport nicht geeignet war. So geschah es denn, daß die Auswanderer, welche im Juli v. J. in Rio Janeiro angekommen waren, bis zum December v. J. noch nicht die Abreise von dort nach San Leopoldo hatten möglich machen können. In einem Depot einstweilig untergebracht, haben sie ohne Unterschied des Alters an Zehrungskosten täglich circa 8 Sgr. pro Kopf zu entrichten, ohne daß sie Gelegenheit hätten, auch nur einen Theil dieser Kosten durch Arbeit abzuverdienen. Schon damals schuldete jede Familie der Regierung circa 400 bis 600 Rt., wozu noch die Kosten der Reise bis nach San Leopoldo hinzukommen werden. Eine solche Schuldenlast der Regierung gegenüber läßt allerdings besorgen, daß die Auswanderer fast lebenslänglich in Abhängigkeit bleiben werden, indem sie bis zur völligen Tilgung der ihnen gemachten Vorschüsse nicht Herren ihres Thuns und Treibens sind und sich nicht ungehindert bewegen können, während sie auf der andern Seite mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen zu erlangen. In solcher Lage sinkt der Kolonist nur zu häufig zum Tagelöhner herab, der seine Dienste auf eine lange Reihe von Jahren verpfändet hat. Sein Loos hat vor dem des Sklaven wenig voraus, denn auch seine persönliche Freiheit ist mit verpfändet. Bald findet er, daß auch der Arbeitslohn, dessen Höhe ihn in Europa blendete, nach den Verhältnissen Brasiliens nur sehr mäßig ist. Er muß es schwer empfinden, daß man in Europa ihm nur gesagt hat, was er in Brasilien verdienen kann, nicht, was er dort verbrauchen wird. Oft kann der Kolonist nicht einmal absehen, wenn er im Stande sein wird, den Anfang der Abzahlung zu machen, da er die ihm zu überweisenden Ländereien erst urbar machen muß. In weiter Ferne liegt aber die Zeit, wo er ganz frei sein und in den vollen Genuß des ihm überwiesenen Landes treten wird, wenn ihm überhaupt je diese Zeit erscheint. Für die persönliche Wohlfahrt des Auswanderers sind nirgend genügende Garantien geboten. Die Regierung sucht denselben zunächst zu ihrem Vortheil zu benutzen und die Wiedererlangung ihrer Vorschüsse sich zu sichern, der Unternehmer aber nimmt in der Regel kein Interesse an dem Auswanderer selbst und strebt nur durch dessen Herüberschaffung einen möglichst großen Gewinn zu erlangen. Neben allen diesen Uebelständen findet sich der Auswanderer auch stets in seinen Erwartungen von dem Lande selbst getäuscht, er findet Alles anders, wie er es sich dachte, und es wird ihm schwer, sich von seinen heimathlichen Gewohnheiten zu trennen. Erliegt er nicht der Muthlosigkeit, so ergiebt er sich leicht bei der allgemeinen Sittenverderbtheit des Landes Ausschweifungen, die ihn bald zu Grunde richten. An tüchtigen Geistlichen, welche geeignet gewesen wären, auf die Moral der Auswanderer heilsam einzuwirken, hat es bisher fast gänzlich gefehlt. Zwar hat die Regierung den Geistlichen eine amtliche Stellung und ein Gehalt gewährt, doch wird letzteres gewöhnlich sehr unregelmäßig gezahlt und ist überdies so unbedeutend, daß es zum Unterhalt der Geistlichen nicht ausreicht, weshalb diese

nicht selten sich genöthigt gesehen haben, anderen Erwerbsquellen nachzugehen.

Jene oben geschilderten Verhältnisse wird man nicht unberücksichtigt lassen dürfen, wenn es darauf ankommt, das neue Kolononisations-Unternehmen richtig zu würdigen, welches dem Vernehmen nach gegenwärtig in Brasilien verbreitet wird. Nach dem entworfenen Plane sollen bedeutende Landstrecken in den Provinzen Bahia, San Catharina, San Paulo und Rio Grande do Sul an eine belgische Gesellschaft abgetreten werden, so daß auf jede Provinz etwa 100 □Meilen kommen, wovon ein Viertel in Küstenland besteht. Die Gesellschaft erhält den Besitz der Ländereien, nachdem sie durchschnittlich 10 Kolonisten auf der Quadratmeile etablirt haben wird. Die Kolonisten erlangen nach zwanzigjährigem Aufenthalt den eigenthümlichen Besitz der von ihnen bebauten Ländereien, werden drei Jahre nach ihrer Ankunft naturalisirt und sind lebenslänglich vom activen Militairdienst befreit. Ihre Kinder werden durch die Geburt Brasilianische Bürger und ganz nach den dortigen Rechten behandelt. Die Prämie, welche die Gesellschaft für jeden Kolonisten erhält und welche für Personen von 3 bis 20 Jahren 10,000 Reis, für Personen über 20 Jahre 20,000 Reis beträgt, darf nur zum Besten der Kolonie und zum Unterhalt ihrer öffentlichen Gebäude, Brücken, Straßen u. s. w. verwendet werden. In Zeit von 20 Jahren muß die Gesellschaft gegen Ungültigkeit des Contracts 16,000 Individuen einführen. Wer wollte leugnen, daß das Bekanntwerden solcher Bedingungen, unterstützt von der Zusage freien Transportes und freier Beköstigung gegen künftige allmählige Abzahlung, in manchem deutschen Landmann und Handwerker den Gedanken erwecken möchte, dieser Vortheile sich durch einen schnellen Entschluß theilhaftig zu machen? Um so dringender ist es nöthig, sich bewußt zu werden, wie schwer es dem Einzelnen fallen wird, sich die Erfüllung der gemachten Verheißungen in Brasilien zu sichern, namentlich einem Unternehmen gegenüber, welchem der augenblickliche Vortheil leicht höher gilt, als das ferne Ziel blühender Niederlassungen von wohlhabenden Einwanderern. Eher möchte es noch dem gelingen, einen ausreichenden Erwerb und ein sicherndes Loos zu finden, der auf eigene Hand sich nach Brasilien begiebt, selbst die Kosten der Ueberfahrt bestreitet und noch die Mittel übrig hat, Land anzukaufen, oder als Handwerker ein Unterkommen zu suchen.

Es ist möglich, daß die Gesetzgebung und Verwaltung, überhaupt der ganze Zustand Brasiliens früher oder später sich so umgestaltet, daß die Auswanderer größere Garantien für die Erfüllung der Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen sie die Heimath verlassen, überhaupt für ihre Sicherheit und für ihr Fortkommen finden. Schwerlich aber wird sich nach dem Ergebniß der bisherigen Niederlassungs-Versuche, wenn man sie mit den Erfahrungen nur anderen Gegenden Amerika's vergleicht, behaupten lassen, daß es schon jetzt an der Zeit sein möchte, diejenigen unserer Landsleute, welche sich zur Auswanderung nach Amerika entschlossen haben, Brasilien als das Land zu empfehlen, wo sie vorzugsweise Aussicht hätten, ihre Erwartungen eines glücklicheren Looses, als es ihnen die Heimath gewährte, erfüllt zu finden. —

Theater.

Am 22. April. Zwölfte und letzte Gastdarstellung der Königl. Kammersängerin Fräul. Tuczek: Die Gesandtin. Komische Oper in drei Aufzügen von Scribe. Musik von Auber. Fräul. Tuczek: Henriette.

Die Biographie einer berühmten Sängerin *), welche im Zenith ihres Ruhmes die Bühne mit einem glänzenden Privatleben vertauschte, hat dem allzeit fertigen Libretto-Verfasser Scribe den Stoff zu gegenwärtiger Oper geliefert. Das Sujet weicht indessen von dem wirklichen Factum in so fern ab, als bei der Scribe'schen Heldin die Liebe zur Kunst den Sieg davon trägt und die vornehme Verbindung, welche sie zur Gräfin und „Gesandtin" machen soll, nicht zu Stande kommt. Diese Licenz ist jedenfalls poetischer und bewahrt der Oper einen Anstrich von Romantik, den die prosaische Heirath, welche ein gänzliches Lossagen von der Kunst bedingt hätte, vernichtet haben würde. Der Inhalt der Oper ist in Kurzem folgender. Die gefeierte Sängerin Henriette Rosen empfindet eine Neigung für einen Unbekannten, den sie bei ihrem jedesmaligen Auftreten von der Bühne aus in einer der Logen erblickt und von dessen Enthusiasmus für ihre Person sie Kunde erhalten hat. Der Fremde führt sich bei Heinriettens Tante, Madame Barneck, als Geschäfts-Agent der Londoner Oper ein, indem er glänzende Engagements-Anerbietungen macht. Diese Täuschung wird jedoch von dem Tenoristen Benedikt, welcher den Agenten persönlich kennt, aufgedeckt, worauf der Unbekannte zu einer zweiten Täuschung seine Zuflucht nimmt, indem er sich für einen angehenden Künstler ausgiebt, und sich als solcher nicht ohne Erfolg um Henriettens Herz bewirbt. Da führt das Unglück eine Kollegin Henriettens, die Sängerin Charlotte, herbei. Diese erkennt in dem Fremden einen früheren Verehrer, den Gesandten Graf Walberg. Henriette, empört über diesen Betrug und in der Bewerbung entehrende Absichten vermuthend, weist nun den Grafen schnöde zurück. Doch dieser will seiner Liebe um keinen Preis entsagen und bietet Henrietten Herz und Hand. Sie willigt ein, berauscht von dem Glanz einer hohen Verbindung. Doch sie muß der Kunst entsagen und der Graf, welcher erst um des Königs Erlaubniß zu dieser Heirath nachsuchen muß, führt die Geliebte unter fremdem Namen in das Haus seiner adelsstolzen Schwester, der Gräfin Stolzenberg. Diese giebt Henrietten sehr bereitwillig Gesangsunterricht und die große Sängerin muß sich, um ihren Beruf nicht zu verrathen, die Qual auferlegen, so ungeschickt wie möglich zu erscheinen. Doch mehr und mehr wird sie von der Begeisterung und von ihrem Künstlerbewußtsein hingerissen, und der Gräfin Verdacht wird rege, als ihr zuletzt der vollendetste Gesang

*) Henriette Sonntag, Gemalin des Sardin. Gesandten, Graf Rossi.

entgegentönt. Dieser Verdacht wird zur Gewißheit durch die böswillige Charlotte, welche sich mit der Operngesellschaft des Fortunatus, Henriettens vormaligem Director gegenwärtig in dem Aufenthaltsorte des Grafen, einer andern Residenz, befindet. Charlotte erkennt ihre ehemalige Kollegin, so wie auch Madame Barneck, welche der Graf bei seiner Schwester als eine Baronesse eingeführt hat. Die stolze Gräfin wüthet, doch es ist zu spät, denn Graf Walberg hat die Erlaubniß des Königs bereits in Händen. Der Tenorist Benedikt, welcher mit Henriette bei Fortunatus gleichzeitig engagirt war, macht der nun angehenden „Gesandtin" seine devote Aufwartung, um sie zu seiner Benefiz-Opern-Vorstellung einzuladen. Beim Anblick des alten Bekannten und Kunstgenossen wird ihr Herz wärmer; sie erinnert sich der schönen Zeit ihrer Triumphe und sehnt sich zurück auf die Bühne des Ruhms, denn die Liebe verheißt ihr kein Glück, seitdem sie von dem Leichtsinn, von den anderweitigen galanten Verbindungen des Grafen unterrichtet ist. Ihr Sehnen wird bald zum Entschluß. Fortunatus stürzt jammernd herein, seine jetzige Primadonna Charlotte schützt Heiserkeit vor, die Opernvorstellung wird nicht stattfinden können. Doch Henriette ist Helferin in der Noth. Der Abend ist da. Graf Walberg befindet sich in seiner Gitterloge, mit Charlotte die frühere zärtliche Verbindung erneuend. Das Publikum fordert stürmisch den Beginn der Oper. Endlich tritt Benedikt, der Regisseur hervor und zeigt an, da[illegible] so eben eine berühmte Sängerin aus München angelangt [illegible] welche die Hauptrolle übernehmen werde. Der Vorh[illegible] rauscht in die Höhe, Henriette ist's, welche durch den [illegible] undervollsten Gesang Alles begeistert. Dieses Auftreten [illegible] eine Scheidewand gezogen zwischen ihr und dem Grafen. [illegible]ie Kunst hat gesiegt, ihr hat sie sich fortan geweiht für immer. Sie nimmt von dem bestürzten Grafen Abschied und die Oper hat ein Ende. — Das Ganze ist mit Scribescher Gewandtheit geschrieben und einige Situationen zeichnen sich durch hübsche Erfindung und heitere Färbung vortheilhaft aus. Text wie Musik sind auf flüchtige Unterhaltung berechnet, wer mehr sucht, wird sich getäuscht finden. Auber's Musik ist ungemein leicht gehalten, sie veranschaulicht die Nüchternheit einer oberflächlichen Conversation, die nur dann und wann ein bon mot, einen Anstrich von esprit durchblicken läßt. Die ganze Wirkung dieser Musik koncentrirt sich auf die Parthie der Sängerin Henriette. Diese ist aber auch mit allen möglichen Glanzmitteln ausgestattet und giebt der vollendeten Gesangsvirtuosität zu der glänzendsten Entfaltung Gelegenheit. Eine Sängerin ersten Ranges (und für eine solche nur ist die Oper geschrieben) wird mit dieser Parthie einen außerordentlichen Effekt machen.

Fräul. Tuczek war in jeder Hinsicht bezaubernd. Zum letzten Male gab uns die gefeierte Sängerin Gelegenheit, den ganzen Reichthum ihres liebenswürdigen Talentes, den ganzen Reiz ihres Gesanges zu bewundern. Freudige Begeisterung tönte Fräul. Tuczek in jeder Scene entgegen. Und mischte sich in diese Begeisterung mitunter ein trübes Gefühl, so war es das Gefühl der Wehmuth, der Gedanke, Abschied nehmen zu müssen von den herrlichen Kunstgenüssen, welche das Gastspiel der lieblichen Sängerin uns bereitete. Die Darstellung der Henriette durch Fräulein Tuczek gab uns ein reizendes Bild einer etwas verwöhnten berühmten Sängerin, mit ihrer leichten, heiteren Lebensanschauung, mit ihren Capricen und Eitelkeiten, aber auch mit hoher Kunstbegeisterung, welche aus der lockenden Versuchung einer glänzenden Heirath um so reiner, strahlender aufleuchtet. Der Gesang war einer Primadonna würdig und schmiegte sich an die feinen Nüancen der Darstellung auf das innigste an. Bezauberte Fräul. T. in dem ersten Duett mit Benedikt durch eine anmuthige Koketterie, welche den verliebten Tenoristen in ein Meer von Entzücken versenkt, so war in der Arie: „Hoch erhoben zu Rang und Ehren" der Pathos und der Triumph der Eitelkeit, welche in einem wahren Brillantfeuer von Koloraturen und Trillern strahlte, von hinreißender Wirkung. Das dankbarste, aber auch schwierigste Stück ist das Terzett im zweiten Act, in welchem Henriette zuerst als ungelehrige Gesangsschülerin der Gräfin auftritt, endlich aber ihren Genius nicht mehr zurückhalten kann und zuletzt in gänzlicher Selbstvergessung ihre Virtuosität leuchten läßt. Fräul. Tuczek zeigte sich hier als vollendete Meisterin. Ihr letztes Auftreten im Finale des dritten Aktes setzte der ganzen ausgezeichneten Leistung die Krone auf. Als Fräul. Tuczek nach der Arie, welche sie auf der Bühne im Hintergrunde zu singen hat, das Proscenium betrat, empfing sie ein endloser Beifall, der gleichsam den freudigen Dank der Zuhörer für das gesammte Gastspiel der Künstlerin noch einmal zusammenfaßte. Blumen und Kränze jubelten der gefeierten Sängerin, welche in wenigen, aber gefühlten Worten Abschied nahm, den letzten Gruß zu. Möge Fräul. Tuczek den Danzigern ein freundliches Andenken bewahren und möge ihr blühendes Talent uns nicht zum letzten Male entzückt haben! — Markull.

Kajütenfracht.

— Morgen, Mittwoch den 29. kommt auch bei uns das berühmte, vielbesprochene Tonwerk von Felician David, die Wüste zur Aufführung. Herr Genée hat keine Opfer gescheut, um dies neue Werk, welches bisher nur in den größten Hauptstädten aufgeführt wurde, uns vorzuführen und es steht zu erwarten, daß eine zahlreiche Theilnahme des kunstsinnigen Publikums seine Bemühungen belohnen werde. —

— Wir können ferner die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß es den fortgesetzten Bemühungen des Herrn Director Genée gelungen ist, den Tenoristen Mantius bei Gelegenheit seiner Durchreise durch unsere Stadt nach Königsberg zu zwei Gastdarstellungen zu bewegen. Das Publikum wird mit um so größerem Interesse dem kurzen Gastspiel entgegensehen, je länger es einen so ausgezeichneten Tenoristen entbehren mußte. —

Provinzial-Correspondenz.

Thorn, den 20. April 1846.

Nach jeder Aufregung folgt eine Erschlaffung. So ist es auch mit dem Leben Thorns in jüngster Zeit gewesen. Vorher erschreckten oder hielten in Athem die hiesige Bevölkerung die Nachrichten über die Aufstände hier und dort. Man war ja selbst mit einer Emeute bedroht gewesen und das Stoff zu politischem Kannengießern. Dieser Stoff ist abgenutzt. Thorn wäre wirklich vor Langeweile eingeschlafen, wenn nicht Herr Gehrmann und seine Gesellschaft das allgemeine Interesse durch seine Vorstellungen anzuregen wüßte. Die Gesellschaft ist der Zahl nach nicht eben bedeutend, hat aber hinreichende Kräfte, um ein Intriguenstück, eine Posse, eine Oper gut darzustellen. Herr Damm, der durch sein Spiel an Herrn Wolf, früheres Mitglied ihres Stadttheaters erinnert, Herr Pfister, Herr Täschner, Frau Damm und Frau Kaiser haben sich die Achtung des Publikums zu erwerben gewußt. Wie unsere Stadt in mancher Beziehung eine Nebenbuhlerin ihres Danzigs ist, so war sie es auch in theatralischer Beziehung. Auf ihrem Stadttheater wurde die Regimentstochter so gegeben, daß in jedem Akte eine andere Sängerin als Marie auftrat. Das genügte hier nicht. Bei uns wurde die Oper so ausgeführt, daß nicht blos drei verschiedene Marien sangen, sondern auch drei verschiedene Marquisinnen, drei Tonio's und drei Sergeanten beschäftigt waren. Auch die wiederholte Aufführung von „Marie-Anne" hat hier volle Häuser gemacht. Auch hier flossen dem Unglücke der Mutter aus dem Volke viele Thränen. Nächstens wird uns Gehrmann verlassen, um in Graudenz Vorstellungen zu geben. — (Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Wir haben den sich verletzt glaubenden Personen den Verfasser der „Wanderungen durch das bunte Leben" genannt, wie es derselbe bereits früher selbst mehren Personen gegenüber gethan hat. Etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, erklären wir, daß wir in diesen Skizzen weder irgend Jemand verletzen wollten, noch in ihnen eine derartige Absicht ahnen konnten, um so mehr, als die in № 24 und 25. enthaltenen ersten beiden Wanderungen, „das Bild" und „der Pole und sein Sohn" so viel uns bekannt geworden, auf keine bestimmte Personen bezogen worden sind.

Die Redaction.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gerhard.

Marktbericht vom 20. bis 24. April 1846.

Bei den fortwährend flauen Berichten vom Auslande, und besonders bei der Verzögerung der Feststellung des Zoll-Tarifs in England, hinsichts der Getreide-Zölle bleibt es an unserm Getreide-Markt sehr stille, und obgleich die Zufuhren äußerst geringe sind, so ist doch kaum einiger Umsatz zu bewirken, wozu auch das sehr schöne fruchtbare Wetter viel beiträgt. Ausgestellt zum Verkauf wurden in dieser Woche: 188⅔ L. Weizen, 83½ L. Roggen, 11 L. Erbsen, davon verkauft: 146 L. Weizen, 88⅔ L. Roggen zu folgenden Preisen: Weizen 42⅔ L. 131—32pf. a fl. 465, 15 L. 131—32pf. a fl. 460, 7 L. 131pf. a fl. 455, 43 L. 130—31pf. a fl. 450, 17⅓ L. 130—31pf. a fl. 445, 4 L. 131pf. a fl. 430, 13 L. 129—31pf. a fl. (?), Roggen 12½ L. 123—24pf. a fl. 317½, 34⅔ L. 121—23pf. a fl. 310, 41½ L. 120—22pf. a fl. (?).

An der Bahn wurde gezahlt am Ende der Woche für 122—35pf. Weizen 55—88 sgr., Roggen 112—127pf. 45—54 sgr., Erbsen 35 — 45 sgr., Gerste 2zeil. 100 — 115pf. 33—42 sgr., Hafer 25—32 sgr., pro Scheffel. Spiritus 15⅓—15½ Rthlr. pr. 120 Quart 80 pCt. Tr.



Druck und Verlag der **Gerhard'schen Buchhandlung** in **Danzig**.